

# Es irrt der Mensch.

Roman von H. Courths Mahler.

## (4. Fortsetzung.)

„Schön, dann will ich gleich morgen reisen. Vielleicht suche ich da Doktor Hellmann auf. Haben Sie etwas an ihn zu bestellen, Frau Wertentin?“

„Danzliche Grüße, und bitte, sagen Sie ihm, wie wohl ich mich hier fühle, wie dankbar ich ihm bin, daß er mich zu Ihnen brachte.“

Er stand vom Tisch auf und trat an das Fenster. Lange blickte er hinaus in die schneeige Pracht, bis ihm die Augen schmerzten.

Renate bereitete inzwischen auf der bereitgestellten Kaffeemaschine einige Tassen des duftenden Getränks und bediente Rolf und seine Mutter damit.

Die alte Dame hatte sich behaglich in ihren Sessel gelohnt, und Renate nahm neben ihr auf einem hohen Platz. Tornaun umfachte das friedliche Bild mit den Augen. Das hellklare Winterlicht fiel auf die beiden Frauengehaltn. Das feine Oval von Renates Gesicht war etwas runder geworden, gleich ihrer Gestalt, und erhielt einen besonderen Reiz durch die schönen dunklen Flechten, von denen es umschlossen wurde. Die langen dunklen Wimpern, deren aufwärts gebogene Spitzen goldig gefärbt waren, lagen über den Wangen, da sie die Augen gesenkt hielt. Sie trug ein dunkelblaues Tuchkleid aus jener Zeit, da sie noch nicht gewohnt war, sich Einschränkungen aufzulegen. Es sah prachtvoll und schmiegt sich glatt und weich um ihre Gestalt. Sie machte durchaus den Eindruck einer vornehmen Dame. Melanie v. Berlow, deren Gatte im September gestorben war, hatte es nicht unterlassen können, gegen Rolf und seine Mutter wiederholt spize Redensarten über die übertriebene Eleganz der „Gesellschaftlerin“ fallen zu lassen.

Rolf dachte daran, als er Renate vom Fenster her beobachtete. Ihre schlanken, edelgeformten Hände hielten lässig die Tasse. Sie waren noch genau so vollendet in der Form wie früher. Mit der Gewissenhaftigkeit, die eine frühe Gewöhnung zur zweiten Natur macht, entfernte sie sorgsam alle etwaigen Spuren ungewohnter Arbeit und erhielt sich so laublose gepflegte Finger.

Sie bemerkte es nicht, wie aufmerksam er sie betrachtete. Sein Blick hätte ihr vielleicht zu denken gegeben, denn es lag ein sonderbarer Ausdruck darin.

Am Abend, als sie an allerleierinderröcken für die Christbescherung der Dorfkinde arbeitete, nahm ihr Rolf plötzlich die Nähnerei aus den Händen.

„Das sehe ich mit nun nicht länger mit an, denn Sie werden sich mit der Nähnerei noch die Augen verderben.“

„Das hat keine Gefahr, es sind ja keine feinen Arbeiten.“

„Trotzdem hat Rolf recht, wenn er sie Ihnen fortnimmt, Renate. Ihr Fleiß ist unheimlich, gönnen Sie sich doch ein Ruhepünktchen, die Sachen werden noch zeitig genug fertig.“

Plaudern Sie lieber mit uns, meinte Frau v. Tornaun.

„Daran würde mich meine Nähnerei nicht hindern, und es macht mir so viel Freude, die Sädelchen zu arbeiten.“

„Aber mit macht es keine Freude mich mit jemand zu unterhalten, der mich dabei nicht anhebt“, rief Rolf in etwas gereiztem Tone.

Sie erschrak, sah ihn bellommen an und legte schnell ihre Arbeit zusammen.

Da mußte er lachen. „Nun sehen Sie mich wieder an, wie das arme Vämmlein den bösen Wolf. Habe ich Sie erschreckt?“

Sie atmete auf und lächelte ihm zu. „Wahrhaftig — ein wenig doch. Das kommt davon, daß Sie mich vernünftig haben, diesen rauhen Ton kenne ich bisher nicht.“

„Den werde ich aber nun immer anwenden, wenn Sie sich über Gebühr anstrengen.“

Sie redte sich ein wenig und breitete die Arme von sich. „Trotzdem befindet sich mich äußerst wohl bei dieser Anstrengung. Ich glaube, ich war nie so gesund als jetzt.“

„Ja“, sagte er mit froher Ueberzeugung. „Sie sehen jetzt guttob viel frischer aus, als da Sie zu uns kamen.“

Frau v. Tornaun hatte lächelnd zugehört. Jetzt antwortete sie für Renate. „Das hat auch Mühe genug gelostet liebes Kind. Von der Arbeit allein sind Sie nicht so kräftig geworden. Wenn unsere gute Milch und die Tornauner Luft nicht das Ihre gethan hätten, wollt ich mal sehen.“

Renate nickte ihr lächelnd zu. „Ja, bitterböse ist meine gültige Herrin geworden, wenn ich meine, im Essen und Trinken das Mögliche geleistet zu haben. In diesem Punkte habe ich trotz vieler Mühe nie ganz ihre Zufriedenheit erreicht.“

Tornaun legte den Arm um seiner Mutter Schulter und sah mit trübs-

scham Blick zu Renate hinüber. „Wollen wir nun mit dem Resultat zufrieden sein, Mutter?“

„Wir müssen ja, mein Junge. Ich merke schon eine ganze Weile, daß Renate streift. Ich glaube, sie ist in Sorge um ihre elegante Schlantheit, sie fürchtet, sich hier zu behabigen Landpomeranze zu entwickeln.“

Die junge Frau lachte herzlich auf, über Tornauns Gesicht glitt es wie heller Sonnenschein. Wenn sie lachte, was in letzter Zeit zuweilen geschah, war ihm jedesmal zu Muthe, als erhielte er ein köstliches Geschenk.

Am nächsten Tage fuhr er wirklich nach Berlin, nicht gerade mit Freude, aber er hatte schließlich selbst Unruhe, fortzukommen.

In Berlin war sein erste Gang zu Hellmann, der ihr erfrucht begrüßte und ihn sofort nach Renate ausfragte.

Tornaun beantwortete ihm alle Fragen gewissenhaft, dann sagte er plötzlich, indem er sich aufrichtete: „So, Herr Doktor, nun bin ich an der Reihe — mit fragen nämlich.“

Dieser sah ihn durch seinen Kneifer erhaunt an. „Bitte sehr, womit kann ich dienen?“

„Sie sollen mir auch einige Fragen über Frau Wertentin beantworten. Wollen Sie das?“

„Natürlich, wenn ich kann.“

„Wenn man Tag für Tag beisammen ist, interessieren natürlich auch die früheren Schicksale einer Person.“

„Das verstehe ich“, antwortete Hellmann, rüdt aber ein wenig unbehaglich auf seinem Stuhl.

„Frau Wertentin ist meiner Mutter und mir lieb und werth geworden. Wir wollen sie nicht an ihr vergangenes Leid erinnern, aber meine Mutter wüßte wenigstens gern, ob Frau Wertentin glücklich verheiratet war.“

Hellmann reichte seinem Gaste eine Cigarre und zündete sich selbst eine an. Dabei überlegte er, was er erzählen konnte, ohne Renates Geheimniß preiszugeben. Nach seiner Ansicht wäre es jetzt das beste, wenn Tornauns alles erfahren, aber er wollte um keinen Preis vorgehen. Das mußte von Renate selbst ausgehen. Er beschloß also, diplomatisch zu antworten.

„Glücklich?“ sagte er lächelnd. „Ja, lieber Herr v. Tornaun, das ist nun so ne Sache. Ihr Mann war ein hübschlicher Kerl, und sie hat ihn sicher sehr geliebt — was so ein Mädchen von achtzehn Jahren eben unter Liebe versteht, und da ist sie ja wohl auch zuerst sehr glücklich gewesen.“

Aber der hübsche Kerl war auch ein Schuldenmacher und Lebemann in des Wortes verwegener Bedeutung. Sie tennen ja diese Sorte von Männern, so gut wie ich. Renate ist wahrscheinlich bald dahinter gekommen, was für einem Wicht sie ihr junges reines Herz geschenkt hat, und da hat sie das Natürlichste, aber Vertehrteste gethan, was sie thun konnte: sie hat sich verachtungsvoll, aber ergeben in ihr Schicksal, von ihm abgewandt und hat ihm volle Freiheit gelassen, mit ihrem Gelde weiter zu hausen. Sie thant froh sein, daß sie ihn los ist.“

„Trotzdem muß sie unter seinem Tode sehr gelitten haben. Ich habe sie einmal weinen sehen, als sie sich allein glaubte, und — der Schmerz war echt.“

„Hat aber wohl mehr ihrem Kinde gegolten und ihrem Vater. Ihren Mann liebte sie längst nicht mehr.“

Tornaun zerrte an seinem Bart herum, erwar sehr aufgeregt, wollte sich aber um keinen Preis merken lassen.

„Das sagen Sie so bestimmt?“

„Natürlich, sie hat es mir ja selbst gesagt.“

„Es ist mir nur unbegreiflich, daß ein Weib wie Frau Wertentin nicht im Stande war, einen veredelnden Einfluß auf ihren Mann auszuüben. Sie ist eine so edle, großdenkende Frau.“

„Das will ich Ihnen erklären. Ihr Mann hat das ganz gewiß empfunden, aber an ihrer Größe hat er doppelt den eigenen Unwerth ermerst. Diese Empfindung weckt aber bei solchen Menschen nur das Gefühl verletzter Eigenliebe. Sie wollen nicht kleiner erscheinen als ihre Frauen und lehren brutal das Herrentrecht heraus. Außerdem liebte er sie nicht.“

Tornaun rauchte schnell hintereinander einige Züge. Er wußte nun alles, was er hatte wissen wollen. Nur um nicht zu plötzlich abzubrechen, fragte er noch: „An was ist er denn gestorben? Er muß doch noch sehr jung gewesen sein?“

Hellmann trante an seinem Schreibtisch herum. „Jung war er noch. An was er gestorben ist, weiß ich wirklich nicht genau — danach müssen Sie Frau Wertentin selbst fragen.“

„Nun, so wichtig ist mir das ja nicht. Frau Wertentin danach zu fragen, wäre ebenso unnötig als grausam. Wir sind froh, daß sie jetzt ruhi-

ger und heiterer wird, und werden sie gewiß nicht an ihr Leid erinnern. Deshalb kam ich ja zu Ihnen und ich danke Ihnen herzlich für Ihre Aufmerksamkeit. Ich werde meiner Mutter alles mittheilen.“

„Wie geht es Ihrer Frau Mutter?“

„Ganz vorzüglich. Seit sie sich schonen kann, haben die Schmerzen im Bein aufgehört, und sonst ist sie gesund. Seit der Operation ist sie viel kräftiger geworden, sie verträgt wieder Speisen, die sie früher ängstlich meiden mußte.“

„Das freut mich ungemein. Die Operation war ja unbedingt notwendig.“

„Wir sind Ihnen auch herzlich dankbar, daß Sie darauf drangen. Wer weiß, ob mir meine Mutter sonst erhalten geblieben wäre. Was aber hätte ich ohne sie anfangen sollen?“

Hellmann sah ihn lächelnd an und suchte im Bräutchen der Ueberzeugung: „Dasselbe, was Sie auch jetzt noch thun wollen, und zwar bald — heirathen. Tornaun braucht doch einen Erbspross.“

Rolf lachte. „Da sieht man, daß Sie Mutters Berater waren. Auch diesen großen Kummer hat sie Ihnen anvertraut.“

„Und ich würde gern dazu beitragen, ihr auch davon zu helfen.“

„Wer weiß — vielleicht finden Sie einmal eine passende Frau für mich. Dann schicken Sie sie mir eingeschrieben nach Tornaun.“

„Mit wendender Post — ganz sicher.“

Sie lachten beide, und Tornaun verabschiedete sich, nachdem er versprochen hatte, vor seiner Heimreise nochmals vorzusprechen.

Er sprang mit elastischen Schritten die Treppe hinauf und bummelte dann langsam die Linden entlang und in die Friedrichstraße hinein.

Vor dem Schaufenster eines Juweliers machte er halt und betrachtete sich nachdenklich die ausgestellten Schmuckstücke. Seine Mutter hatte ihm aufgetragen, für Renate ein hübsches Schmuckstück als Weihnachtsüberladung zu besorgen. Er fand lange nichts, und auch im Laden selbst erschien ihm nichts passend und hübsch genug. Endlich kaufte er eine Perlenkette von schönen, mattglänzenden Exemplaren, aber als er sie eben bezahlen wollte, tauschte er sie doch wieder um gegen ein Armband. Ihm war eingefallen, daß Berlin Tränen bedeuten sollen, und weinen sollte sie gewiß nicht mehr, wenn er es verhindern konnte.

Melanie v. Berlow war kurz nach ihres Mannes Tode nach dem Süden gereist, um sich zu erholen, wie sie sagte, im Grunde jedoch nur, um das langweilige Trauerjahr nach Möglichkeit interessant zu gestalten. Es fiel ihr nicht im Traume ein, sich auf Berlow einzulassen und sich von allen Festlichkeiten zurückzuziehen.

Sie wußte auch, daß Rolf v. Tornaun besonders streng in dieser Hinsicht dachte, und daß es ihr nicht möglich sein würde, ihm während des Trauerjahres näher zu kommen. So kam sie zu dem Entschlusse, daß es das Klügste sei, die todtliche Zeit lieber in der Fremde lebendig zu gestalten.

Sie spielte Tornaune eine allgeliebte Abschiedsorgone, die nach ihrer Ansicht sehr wirkungsvoll sein mußte, und ebenso deutlich ihre schmerzliche Entlassung, als ihre Sehnsucht wiederpiegelte, ihn endlich frei und offen mit ihrer Liebe beglücken zu dürfen. Daß Tornaun diese Szene heils nicht verstand, theils nicht verstehen wollte, wurde ihr nicht klar, seit ihr Mann die Einsicht besessen hatte, daß sein müdes Dasein für seine lebenslustige Frau nicht den geringsten Werth mehr haben konnte, und sich also hingelegt hatte, um zu sterben, hatte sie wieder große Hoffnung, Rolf für sich gewinnen zu können. Als Universalerbin ihres Mannes war sie eine der reichsten Partien im Lande, und wenn dieser Umstand allein den einflussigen Geliebten nicht zu ihr zurückführen würde, unangenehm war er ihm sicher nicht, und seit sie frei war, standen ihr genug Mittel zur Verfügung, um ihn sich zurückzuerobern. Wenn nur erst das Trauerjahr zu Ende war, dann sollte er ihr nicht lange mehr widerstehen!

Es war mehr eigensinnige Leidenschaft als Liebe, was sie für Rolf fühlte; hätte er ihr gehuldigt wie früher und sie angebetet, dann wäre er ihr vielleicht sehr gleichgültig geblieben. Aber gerade seine Härte und Zurückhaltung, die sie für Komödie hielt, reizte sie. Renates Unwesenheit in Tornaun war ihr nicht angenehm; fürchtete sie auch nicht direkt einen Rivalin in der hübschlichen Gesellschaftlerin, so hatte sie doch Erfahrung genug, um zu wissen, daß einer hübschen Frau immer Mittel und Wege zur Verfügung stehen, sich interessanter zu machen. Das feste Zusammenleben der beiden schien gefährlich für ihre Pläne, und sie hätte die junge Frau gern unschädlich gemacht. Leider wollte sich ihr kein Mittel dazu bieten, und dieser Umstand war die einzige Sorge, die sie mit hinausnahm in die lachende, winkende Freiheit.

Sie reiste zuerst für einige Wochen nach Paris, in Gesellschaft einer gut aussehenden, etwas schmerzlichen alten Dame, die sie als Begleiterin engagiert hatte. Diefelbe war aus berarmerter altadiger Familie und war glücklich, eine Stellung einzu-

nehmen, die ihr vergönnte, ein Leben zu führen, in dem das Geld aufgehört hat, eine Rolle zu spielen. Sie war Melanie dafür blindlings ergeben, war da, wenn sie gebraucht wurde, und wußte sich im gegebenen Moment in Luft zu verwandeln — eine äußerst bequeme Anstands-dame.

Von Paris aus ging es den Winter über an die Riviera. Wie es ihr gerade gefiel, nahm Melanie Aufenthalt in Nizza, Monte Carlo und Villafranca. Ueberall drängte man sich dazu, ihre Bekanntschaft zu machen. Die reiche und schöne junge Witwe war der Mittelpunkt des Interesses für alle die jungen und alten Lebemannern, die dort unten an der paradiesischen Küste ihr Dasein genießen. Sie schwamm lustig im Strome mit, tolettierte mit allen, ohne einen zu bevorzugen, und ließ sich von allen zugleich den Hof machen.

Die Spieltische in Monte Carlo besuchte sie häufig. Es gewährte ihr einen prickelnden Reiz, in den Gesichtern der Spielenden die wüthende Gier nach Besitz, die tolle Freude beim Gewinn und die tiefe Verzweiflung im gegenheiligen Falle zu beobachten. Zuweilen betheiligte sie sich auch selbst am Spiel, aber es fesselte sie nicht. Nur wenn Langeweile sie dazu trieb, setzte sie hie und da eine Summe und überließ mit lächelnder Grazie den Gewinn Frau v. Senden, ihrer Gesellschaftlerin, die dadurch jedesmal in einen Freudenrausch veretzt wurde.

Eines Tages, als sie mit Frau v. Senden von Nizza nach Monte Carlo fuhr, war sie sehr schlechter Laune und bekam Heimweh. Solche Stimmungen gingen zwar meist schnell vorüber, machten sie aber unempfindlich für die Reize der herrlichen Umgebung.

Und diese Umgebung war es doch wirklich werth, mit offenen Augen und Sinnen ausgenommen zu werden. Sie fuhr über die alte Corniche, die herrliche Straße, die sich hoch über dem Meeressstrand an Felsen entlang zieht. Der Golf von Villafranca, mit Schiffen bedeckt, leuchtete blau herüber. Ringsum am Ufer waren die Villen zerstreut zwischen Mandel- und Pfirsichbäumen, die weiß und rosig in voller Blüthe standen. Der Duft der Orangebäume erfüllte die Luft, und von Villafranca herüber tönte leise, lockende Musik.

Dieses köstliche Erdenkissen, geschaffen, nur glückliche Menschen aufzunehmen, bekam freilich so manches verzweiflungsvolle Glend zu sehen, aber weder das eine noch das andere interessirte Melanie. Sie war eben fälschlich gelautet, weil ihre Kavaliere ohne sie nach Monte Carlo gefahren waren. Die hatten nämlich geglaubt, sie sei schon voraus, und hatten sich bereit, ihr zu folgen.

In Monte Carlo angekommen, stieg sie am Park aus dem Wagen und ließ Frau v. Senden allein ins Hotel fahren. Sie wollte erst noch ein wenig promenieren und von einer der Bänke dem Sonnenuntergang zusehen.

Als sie langsam dahinschritt, stieß ihr Fuß plötzlich an eine mitten auf dem Wege liegende Brieftasche. Sie hob sie mechanisch auf und öffnete sie, um den Verlierer zu erkunden. Die Tasche war leer, nur in einem Zwischenfach steckten einige Witenkarten mit dem Namen: Hans v. Trachwitz.

„Ah“, murmelte sie erhaunt, „mein eifriger Verehrer, der schöne Trachwitz! Wer gekannt — der Aermste hat wahrscheinlich Pech gehabt.“

Sie wollte die Brieftasche schließen und zu sich steden, um sie dem Verlierer zurückzugeben, da fühlte sie noch etwas Hartes.

„Eine Photographie!“ dachte sie und öffnete neugierig die Klappe.

Wie versteinert starrte sie auf den Frauentopf, der ihr entgegenah. Sie nahm das Bild heraus und hielt es dicht vor die Augen. Es war entschieden Frau Renate Wertentin, kein Zweifel — ja hier auf der Rückseite hand deutlich in klarer schöner Handschrift: „Renate ihrem geliebten Hans.“

Sie lachte plötzlich spöttisch auf. Das war ja eine unzahlbare Entdeckung, die mußte sie ausnützen. Schau, schau, diese von Rolf so ritterlich verteidigte Zungenheidin fühlte also ein alantes Doppelleben!

Es legte das Bild an seinen Platz zurück und schloß die Tasche. In Gedanken versunken ging sie weiter. Um diese Zeit war es hier still und menschenleer. Auf der Bank, von der aus sie den Sonnenuntergang hatte betrachten wollen, sah indes doch ein Herr, den Rolf in den Händen vergraben, die Ellbogen auf die Kniee gestützt. Sie erkannte sofort, daß es Trachwitz war, der hier wahrscheinlich sehr unliebsamen Gedanken nachhing.

„Herr v. Trachwitz!“ rief sie ihn an.

Er fuhr auf und wandte ihr sein bleiches, verklärtes Gesicht zu.

„Haben Sie diese Brieftasche verloren?“

Trachwitz erhob sich und machte eine müde, wegwerfende Bewegung. „Es lohnt sich nicht, sie aufzuheben, denn sie ist leer.“

Sie lächelte lebenswürdig. „Ah, ich verstehe — Sie hatten Unglück im Spiel und sind ein wenig verstimmt.“

Er lachte spöttisch auf, aber hinter diesem Lachen barg sich so tiefe Verzweiflung, daß sie nun doch erschrak. „Ein wenig verstimmt! Das klingt sehr harmlos im Vergleich zu dem, was ich empfinde, Frau Baronin.“

Kalter Strahl.



Mein Fräulein, ich liebe Sie!  
So? — dann sagen Sie aber um Himmels willen Mama nichts davon, Herr Doktor, sonst muß ich Sie heirathen!

Wenn Sie den totalen Zusammenbruch aller Hoffnungen, die vollständige pettinäre Vernichtung eines Menschen begreifen können, werden Sie ermessen, wie wenig dieser Ausspruch auf nicht paßt. Ich bin einfach fertig mit dem Leben und habe nicht die geringste Existenzberechtigung mehr. — Der Rest ist Schweigen.“

„Aber mein Gott, Trachwitz, wie können Sie so etwas sagen! Sie sind doch ein Mann!“

„Ja, ein Mann mit einer unergreiflichen Vorliebe für reine Wäsche, für stimmungsvolle Umgebung, für erklaffigen Verehrer und all solche Sachen, die ich nun nicht mehr werden haben können. Da bleibt nur ein Strich — oder wollen Sie mich etwa aus der Reihe Ihrer Anbeter ausschneiden, um mich mit Ihrer Hand zu beglücken? Das wäre Rettung. Aber ich weiß, daß Sie das nicht thun werden, weil ich eben fertig bin.“

„Nicht deshalb, Trachwitz, sondern weil ich mich jetzt überhaupt noch nicht wieder zu verheirathen gedente. Aber Sie interessieren mich von allen Verehrern am meisten, das gestehe ich Ihnen ganz offen. Ich möchte Ihnen helfen, weiß nur nicht wie. Ich kann Ihnen doch kein Geld anbieten.“

Eine dunkle Röhre flog über seine Stirn. So tief war er nun doch noch nicht gesunken, um bei jeder Möglichkeit keine Scham empfinden zu müssen. „Ich danke Ihnen für Ihr lebenswürdiges Interesse. Helfen können Sie mir in der That nichts. Es sei denn Sie wüßten Rath, wie sich ein Mensch aus dem Nichts in eine gesicherte Zukunft retten könnte.“

(Fortsetzung folgt.)

## Neue Ausgrabungen in der „Bipinsburg“.

Man schreibt aus Bremerhaven: An der Grenze von Marsch und Oese, etwa 15 Kilometer nördlich von Bremerhaven, erhebt sich in einsamer Höhe und Moorgegend ein imposanter Ringwall, genannt die Bipinsburg, ein Name, der übrigens weder mit dem Vater Karls des Großen noch einem anderen König Pipin etwas zu thun hat, sondern wohl erst bedeutend später entstanden ist, als die Burg selbst. Hinter ihr liegen noch andere, nicht so gut erhaltene Wallanlagen — die Heidenburg und die Heidenstadt — und unter ein paar knorrigen, vom Seewind verkrüppelten Eichen ein Hünengrab, im Volksmund Wilsenbett genannt. Aufscheinend hatten die drei Burgen den Zweck, die dort vorüberführende alte Heerstraße, den Königsweg, vor auf eine Geesjunge durch das Moor führt, mit seinem Uebergang über die Aue, der Königsbrücke, zu sichern. Die drei Befestigungen bildeten ein wichtiges strategisches Festungsdreieck. Nachdem die Heidenstadt und die Heidenburg bereits in den Jahren vorher durchforscht und als Sammelplätze für größere Heeresmassen festgelegt worden waren, ist in diesem Jahr die Bipinsburg mit Unterstützung der römisch-germanischen Reichskommission von dem Heimathbund „Männer vom Morgenstern“ erforscht worden. Schloß Borgern war eine Wingenburg im Lunde Wursten gegen die Friesen. Professor Schuchhard, der verdienten Erforscher der Alterthümer in Westdeutschland, hatte die Oberleitung der Arbeit übernommen, die jetzt beendet ist und ein abschließendes Urtheil über Alter und Bestimmung der sehr gut erhaltenen Anlage gestattete.

Runde Wälle wie die Bipinsburg sind nur zwischen Eise und Weser im Flachlande gebräuchlich gewesen. Nach den Scherbenfunden zu urtheilen, ist die

Bipinsburg eine der jüngeren dieser Anlagen und etwa im achten Jahrhundert entstanden. Ihr Durchmesser von Wallkrone zu Wallkrone beträgt 65 Meter; der Wall, der aus Heideplagen sorgfältig aufgeschichtet und, wie die Schichtung zeigt, zweimal verstärkt worden ist, zeigt im Thorweg eine Dide von 17½ Metern! Durch Grabungen ist die Lage der Gebäude festgestellt worden. Ihre Zahl beträgt zehn, mozu zwei große und eine kleine Grube kommen. Nur in zweien der Häuser hat man Feuerstellen gefunden; eines neben dem Thor darf man nach den Funden von Feuerstein und Feuerknochen annehmend als den Herd annehmen. Von den Gruben sind zwei anscheinend Vorrathsruben, während der Charakter der großen, die sechs Meter Durchmesser hat und drei Meter in den gewachsenen Boden hineingeht, nicht festzustellen ist; die Hypothese, daß man hier einen Brunnen vor sich hat, ist nur haltbar unter der Voraussetzung, daß der Grundwasserstand vor der Eindeichung der Weser mehrere Meter höher gewesen ist als heute. Aus der Anzahl der Art der Häuser schließt Professor Schuchhard, daß die Bipinsburg weder ein Lager zu gelegentlicher Zuflucht noch ein Herrenhof gewesen ist, sondern ein Dynastieort mit ständiger Besatzung. Nach der Scherbenfunden zu urtheilen, ist, wie gesagt, die Entstehung der Anlage ins achte Jahrhundert zu verlegen. Es haben sich aber auch Scherben fränkischer Charakters gefunden, und es bleibt deshalb die Frage offen, ob die sächsischen Invasoren der Burg bereits fränkische importierte Gefäße benutzt haben, oder ob die Burg nach Unterwerfung der Sachsen eine Zeitlang von den Franken benutzt worden ist. Die Eroberung der Burg ist in das Jahr 797 zu verlegen, als Karl der Große sich anschickte, den letzten Winkel des Sachsenlandes, das Land Habeln, zu unterwerfen. Die „annales laures hamonenses“ erzählen, daß Karl 797 ein Festungswerk im Gau Wichmuti (beim Lande Habeln) gebrochen hat. Nördlich von der Bipinsburg findet sich keine sächsische Burg mehr, denn die Burg in Altenwalde bei Aurhaben ist fränkischer Ursprungs, eine von Karl dem Großen angelegte Festung.

Den Werth der Ausgrabungen erstattet Prof. Schuchhard darin, daß damit zum ersten Male ein frührgermanischer sächsischer Dynastieort freigelegt ist. Die Grabungen wurden dadurch erleichtert, daß die Burg gar keinen Bombenbeschand hat, sondern nur von Heide bewachsen ist; erschwert wurden sie durch eine Anzahl Dachs- und Fuchsbauten — in einem wurde noch das Skelett eines Fuchses gefunden — sowie durch die Thätigkeit früherer Schatzgräber, die eine der Sage nach in der Burg vergrabene goldene Wiege gesucht haben. Die Grabungen werden, nachdem sie nun ihren Zweck erfüllt haben, demnächst wieder eingeebnet werden, und bis lange noch, und die Heide überwuchert wieder alles, in der sich an stillen Sommertagen träumen läßt von vergangenen und zukünftigen Tagen. Die Gefäße der Gebäude werden durch Wäpale bezeichnet bleiben. Neben Professor Schuchhard verdienen noch die Arbeiter Hobra und Hoffmeister aus Bremerhaven genannt zu werden, die unter seiner Oberleitung die örtliche Aufsicht geführt haben.

Es gibt gebildete Kreise, denen es nicht an Geld fehlt — wohl aber an Bildung.

Unsere Münzen erhielten Auftrag, für 870,000,000 Gold zu prägen. Wünsche jedem guten Bürger seinen reichlichen Anteil daran.